

# **Landesbibliothek Oldenburg**

**Digitalisierung von Drucken**

**Festschrift zur Feier des 200jährigen Jubiläums der  
Anstalt am 12. - 14. August 1914**

**Großherzoglich Oldenburgisches Katholisches Gymnasium  
Antonianum <Vechta>**

**Münster in Westfalen, 1914**

5. Vier Beiträge von Jusitzrat Dr. Biesenbach-Düsseldorf.

**urn:nbn:de:gbv:45:1-5499**

„zu geeigneter Verfügung, eventuell zum Bericht“. Letzteres offenbar deshalb, weil es die vorgebrachten Gründe der Primaner doch vielleicht für ausreichend hielt, die Ferien zu verlängern. Aber diesen zarten Wink des Ministeriums verstand das Oberschulkollegium nicht oder wollte ihn auch wohl nicht verstehen. Es mochte glauben, den langjährigen Wünschen auf Verlängerung der Weihnachtsferien genügend entsprochen zu haben mit dem Zuschlag von 10 Tagen zu  $4 = 250\%$ . Derart hochprozentige Zuschläge sind eigentlich nur bei Steuererhöhungen üblich, nicht leicht bei der Ausdehnung von Ferien. Vielleicht auch war das Oberschulkollegium verschnupft, von einer so stattlichen Schar angehender Hochintelligenzen einfach beiseite geschoben zu sein; jedenfalls wies es den Direktor schroff an, „den Supplikanten einen abschlägigen Bescheid zu erteilen“.

So hatten denn die 50 mutvollen Primaner bei ihrem Eintreten für eins der höchsten Schülerideale Unglück gehabt. „Unglück selber taugt nicht viel, doch es hat drei gute Kinder: Kraft, Erfahrung, Mitgefühl“ und des Mitgefühls glänzenden Sohn, den Nachruhm bei den fernsten Geschlechtern. Würden Priamus' 50 Söhne wohl in Homers Dichtungen ein sogar vom großen Alexander vielbenedetes Weiterleben führen, wenn sie mit glücklichem Erfolge für die Erhaltung ihrer Vaterstadt eingetreten wären? Aber der Größe ihres Unglücks entsprach die Größe ihres Ruhmes für alle Zeiten, und das verdienen auch die 50 Söhne der Alma Mater Juventutis Instituendae. Wenn sie Leib und Leben, Gut und Blut und alles wie Hekubas Söhne verloren hätten, so wären schwungvolle Hexameter oder Dantesche Terzinen die einzig angemessene Umkleidung ihres Nachruhms gewesen; da aber der Verlust von 2 entgangenen Ferientagen nicht ganz an Trojas Unglück hinanreicht, so mag es unseren 50 Unglückshelden genügen, ihre tapfere Tat, in schlichtes, wehmutdurchtränktes Prosagewand gekleidet, hier dargestellt zu finden. Als mutvolle Vorkämpfer einer weiteren Ferienverlängerung hatten sich unterzeichnet:

Arens, Beckmann, Bartel, Bonnenberg, Berges, v. Bourscheidt, Berßenbrügge, J. Burwinkel, Brüggemann, Claren, W. Buresch, Ebkens, Brüning, Ehrenborg, O. Burwinkel, Groll, Elfering, H. zum Hebel, Hartmann, Hesse, Hollen, Isbert, Hoyer, Kallenberg, Kaufmann, Kayser, Koppers, v. Kessler, Keil, Morgenstern, Meyer-Holzgräfe, Nienhaus, Pagenstert, Pesch, Rüder, Petersen, Rodiek, Ruhstrat, Schürmann, Siedenburg, von Senden, Stiedel, Stukenborg, Wagener, Jonas, Thediek, Weckendorf, Weitkemper, Wenner, Diekmann.

## 5. Vier Beiträge von Justizrat Dr. Biesenbach-Düsseldorf.

### a. Stimmungen.

Die großen Ferien sind zu Ende; das Wintersemester beginnt. Von Eltern und Geschwistern ist Abschied genommen worden. Nicht allzu schwer war er; ist doch Vechta dem auswärtigen Schüler eine zweite Heimat geworden, die mütterlich für ihn sorgen und ihm gern die traute Behaglichkeit des Vaterhauses ersetzen will. Und die neue Heimat verstand ihre Aufgabe. Anheimelnde Gemütlichkeit spann sie um den, der aus den großen Ferien wiederkam. — Um den einzelnen? — Um alle, so weit auch ihre Reise gewesen, so fremdartig ihnen auch die große Ebene Norddeutschlands sein mochte, in der das Moor sich dehnt, der Kiebitz schreit und feuchte Nebel herbstlich über den Wasserläufen lagern. —



Von uns Primanern — länger denn 25 Jahre ist es schon her — waren die meisten weit hergekommen. Ein Schienenstrang verband noch nicht das Vechta-Athen mit der Welt da draußen. Ahlhorn und Diepholz waren die nächsten „Knotenpunkte“ des Weltverkehrs. In Diepholz hatten wir Rhein- und Münsterländer uns das Stelldichein gegeben. Schon die Fahrt hinter Osnabrück brachte uns in die erforderliche landschaftliche Stimmung. Alles so weit — so flach — so groß! — Saftige Wiesengründe, weiß beperl mit Gänsescharen. Der Dümmersee zeigte sich in der Ferne. Der Herbstwind kräuselte die Fläche und die Sonne schien gelb und rot in dem Laubschmuck der kleinen Feldgehölze. Mitte Oktober war es; die Versetzung schloß sich zu jener Zeit noch an das Sommersemester an, und in unsere an sich schon fröhliche Stimmung mischte sich noch das erhebende Gefühl: von morgen ab wiederum einer höheren Klasse angehören zu können.

Auf dem Bahnhofe Diepholz kräftiges Händeschütteln. „Ah, auch wieder zur Stelle, August.“ — „Emil, hast dir ein Bäuchlein angemästet in der Mutter Speisekammer.“ — „Na, Spils, die Ferien gut bekommen . . . wo ist der andere Mann aus Twistringern?“ — „Sieh da, der von Montgelas.“ Aus dem fernen Bayerland war er gekommen.

Vor dem Bahnhof standen die vorher bestellten Wagen bereit. Diepholzer Hauderer, auch Vechtaer. Cäsars große Braunen eröffneten die Abfahrt; sie hatten den Vorrang. Wer kannte nicht Cäsars schönes Gespann? Noch ein kurzes Halten vor einem Gasthause. Gläser wurden rundgereicht; auch die Kutscher kamen nicht zu kurz. Ganz unvorschriftsmäßig und gegen die herrschaftliche Etikette rauchten sie Zigarren auf dem Bock. Unsere Taschen waren ja gut gefüllt aus dem väterlichen Vorrat. — Gesang erklang: „Ich lobe mir das Burschenleben.“ Die Insassen des letzten Wagens hatten ihn angestimmt. Das Bier schäumte: „Nun Brüder macht das Armbein krumm, der Willekumm geht um . . . geht um.“

Seitwärts der Schloßturm mit der Zwiebelhaube. Die Diepholzer Grafen hielten hier vor Zeiten strenges Regiment.

Wir ließen das Städtchen hinter uns. Zuerst noch Felder und Ackerbreiten, aber immer spärlicher wurde die Kultur, dunkler die Erde. — Sumpfvögel strichen schon seitwärts der Straße. Dann Heidestrecken und weiter — das Moor. — Hoch und düster standen die Torfhaufen geschichtet; dazwischen Tümpel mit öligen, schmutzigen Wasserlachen. Schachtelhalme neigten leicht hin und her, Schilfstengel raschelten, und über all dem lag der abendliche Scheidegruß einer warmen Herbstsonne.

Hin und wieder an eine Sandwelle angelehnt, schlief ein Bauerngehöft. Aus dem großen Haustor quirlte der blaue beißende Rauch und von den Zaunpfählen flatterten Wäschestücke. Als letzter Blumengruß eine schon angewelkte Georgine auf dem kleinen Zierbeet. Der Kampf des Moorbauern mit der Heimatscholle ist zu hart, als daß seine Hand Zeit hätte, dem Schönen viel Sorgfalt angedeihen zu lassen.

Langsam gingen die Pferde. Selbst Cäsars Braunen waren in Schritt gefallen; denn die Räder furchten tief den Sand. An den Seiten der Straße standen Birkenbäume. Ihre hängenden Zweige flatterten. Sie erzählten sich wohl von den nächtlichen unheimlichen Umgängen, die in den nun bald kommenden zwölf heiligen Nächten wieder stattfinden würden. . . . Alles was je im Moor zu Tode gekommen war, mußte sich dem schauerlichen Zuge anschließen. Der Mond schien dann auf weiße beinerne Totenschädel. . . . Mochten's die Birken sich erzählen, wir erzählten lustigere Geschichten. Was ist einem neunzehnjährigen Herzen der Ernst des Todes? — —



Die Dada . . . die Oldenburgische Landesgrenze! — Auf dem großen Grenzstein stand noch auf der jetzt preußischen Seite ein großes „H“ — Hannover. Auf der andern Seite ein „O“ — Oldenburg, — unsere zweite Heimat! . . . und als ob ein Gedanke uns alle beseelte, eine große Stimmung in unser aller Herz einzog, erscholl jetzt aus jugendlichen Kehlen: „Heil dir, o Oldenburg, Heil deinen Farben, Gott schütz' dein edles Roß, er segne deine Garben.“ — Möge es dem nun in Gott ruhenden alten Landesherrn Nikolaus Friedrich Peter von Oldenburg ein Dankesgruß gewesen sein dafür, daß er so väterlich seine Hand hielt über die ihm ans Herz gewachsene hohe Schule zu Vechta und über uns, seines schönen Landes getreue Scholaren.

Schon lange dauerte die Fahrt. Die Dämmerung hatte sich niedergesenkt. Noch eine kurze Wegerast bei Anton Gramann, der Hof und Herberge hielt an der Moorstraße. Er war A. H. (alter Herr) vom Vechtaer Gymnasium und uns bekannt von manchem Kommerse. „Halten muß' hier Roß und Rad,“ so wollte es alter Brauch, und jeder von uns Füchsen erhielt von dem A. H. Anton Gramann eigenhändig einen Wegetrunk kredenz. — Jeder der in Vechta war oder gewesen war, fühlte sich als Mitglied einer großen Familie. So ist's geblieben bis heute, und als der Schreiber dieses anno 1910 wieder denselben Weg fuhr, war es nicht anders geworden. Nur der A. H. Gramann war älter geworden, aber nicht gealtert war die Herzlichkeit der Begrüßung. —

— Das Münstertor. — Die Hufe der Pferde schlugen Funken aus dem Pflaster. Lichtstrahlen drangen aus den Fenstern der Häuser, und mancher Kopf zeigte sich hinter den Scheiben. Alles bekannte Gesichter. Und wenn der Bursch wiederkehrt zur Musenstadt, kann es ohne Gesang nicht gehen. — „Was klinget und singet die Straße herauf, ihr Jungfrauen machet die Fensterlein auf“ . . . so sangen wir und schwenkten die Hüte. —

Die uns so bekannte Silhouette der Vechtaer Kirche tauchte auf. Ihr gegenüber das Haus unseres verehrten Direktors Wennemer. Er stand am Fenster mit der langen Pfeife und sah auf uns nieder, der gelehrte Greis mit dem kindlichen Herzen. Es war noch Ferienzeit; wir standen noch nicht unter einem besonderen Schulgesetz; singen und jauchzen durften wir noch, so laut wir wollten. Die Polizei in Vechta war von einer beispiellosen und nicht genug zu rühmenden Langmut. — „Glückliche Jugend“ mochte der Greis gemurmelt haben . . . „ein fröhliches Herz hat Gott gern“.

Auf dem Marktplatz hielten die Wagen. Manche vertraute Bruderhand streckte sich uns entgegen . . . Daheim! — —

Schwach brannten die wenigen Straßenlaternen — kleine Öllampen — und die beiden alten Linden an der Apotheke streuten gelbe Blätter zur Begrüßung uns vor die Füße.

Ich dachte daran, wie diese Bäume im Sommerschmuck gestanden, wie sie schwer von gelben Blüten gehangen und auf der langen baumlosen Straße vom Bremertor bis zum Marktplatz einen erfrischenden Ruhepunkt fürs Auge gegeben hatten.

Unter ihrem lieben Laubdache war auch nach uraltem Brauche am Himmelfahrt- und am Fronleichnamtage ein Wegealtar für die Prozession aufgebaut. Andächtig rauschten die Blätter. — Weihrauch quirlte. Die Sonne schien auf bunte Farben, und der ernste Wechselgesang vermischte sich mit dem feinen Schellengeklingel der Chorknaben, dem dumpfen Glockentone der Pfarrkirche und dem Bumsen der fernab stehenden Stadtböller. — In Andacht versunken stand die große Schar der Gymnasiasten um die Schulfahne geschart. Neben dem Bannerträger zwei Fahnenjunker mit gezücktem Degen. — Die Himmelfahrtprozession war zur Erinnerung an die Befreiung der Stadt aus Schwedennot.



Die lange Straße ging ich herab zum Bremertor. Überall frohes Begrüßen. Leben war wieder eingekehrt in die verwaiste Stadt. Ein leichter Torfgeruch lag in der schweren Herbstluft. Auch das war wie ein bekannter Gruß. Die Sinne sind für uns die Wecker der Erinnerungen, und mit bestimmten Sinneswahrnehmungen verbinden sich unvermittelt alte Eindrücke. — Wie oft habe ich schon in den fast 30 Jahren nachher gesagt, wenn ich irgendwo im weiten Land den Duft von Torfrauch spürte: „Es riecht nach Vechta“, und die alten Erinnerungen stiegen lachend auf.

Anfang der 80er Jahre war der Brand von Torf noch allgemein in den Wohnungen und im Gymnasium. Große Kasten, gefüllt mit jenem braunen Erzeugnis des Moors, standen neben den Eisenöfen in den Klassenzimmern. Wie oft waren diese Torfstücke erwünschte Wurfgeschosse. Kopfblätter verursachten sie nicht, und mochte auch der alte Pedell Pundsack schelten, wenn der Vorrat zu schnell zu Ende oder der Fußboden mit schmutzigen Rückständen der Torfslachten bedeckt war, ganz auszurotten war der Brauch nicht. — Einen Meisterschützen hatten wir unter uns. Er war aus der Friesoyther Gegend; jetzt spricht er im Namen des Großherzogs Recht, und wenn ihm im Leben oft so gute Würfe gelungen sind wie mit den Torfstücken in der Prima zu Vechta, dann muß er es weit gebracht haben.

Heißajuchheiße! Abends bei Hospes. Wer war Hospes? Der Halter eines Gasthauses auf der Großen Straße in der Nähe des Marktes. Es war eine gute biedere Seele, der Hospes; nicht minder seine Ehefrau. Meisterin war sie in Punkebrot und Krammetsvögeln. In dem Hochparterre war eine niedere, aber sehr geräumige Stube für die Pennäler. Wie lustig ging es dort an dem letzten Ferienabend zu! Ein Erzählen von der schönen freien Zeit; ein immer wieder erneutes Begrüßen und Händeschütteln. Neu aufs Gymnasium Gekommene wurden eingeführt; da war kein langes steifes „Erst sich kennen lernen“; — gemeinsam war die Jugend, gemeinsam das Interesse und das Streben, gemeinsam auch der leichte Sinn, und wenn das Gaudeamus erschallte, oder das ernste „Integer vitae“, dann war sofort das Band geschlungen zwischen der alten Garde und dem neuen Rekruten . . . „Lalagen amabo“ sang der Neuling freudig mit und dachte vielleicht an des Nachbars Töchterlein daheim und hoffte in der frohen Lust der Kommilitonen alles zu überwinden, was an Heimwehdanken auf der melancholischen Moorfahrt in ihm aufgestiegen war. —

Die Tische waren schwer von Bierflaschen. Dickbäuchig waren sie und sorgsam abgefüllt von Mutter Hospes unter Mitwirkung des Töchterleins Lisbeth.

Der Abend senkte seine dunklen Schatten tiefer. In der Stube wurde der Gesang leiser. Professor Frye wohnte in der Nähe. Sein geruhsamer Bürgerschlaf sollte nicht allzu brutal gestört werden. — Die Sterne funkelten. Kaum war noch ein Fenster erleuchtet. Da hinten im Winkel am Tore Gesang auf der Straße! Zart und melodisch hub er an, aber der Kapellmeister schien die Sängerschar nicht straff unter dem Dirigentenstab zu halten. Kleine Mißtöne schrillten . . . aber von Herzen kam's . . . Ein Nachtständchen! Wem sollte es gelten? Wer wohnte dort? Ich verrate nichts. In Liebessachen ist der Kavalier verschwiegen. „Herzliebchen mein unterm Rebendach, erhör mein zartes Flehn“ . . . Diese Worte verstand ich . . . oder hab' ich sie gar mitgesungen? Es klang so schön . . . so schön . . . Hätte nur nicht ein kläffender Köter gestört oder hätte nicht Hinz, des Murners Schwiegervater, von der Dachfirst aus dissonierend akkompagniert! . . .

Aber noch ein Gang mußte gemacht werden . . . zum Pennal! Bei Cäsar ging es die Straße seitwärts. Die gewaltige Pappel, welche unten am Bache stand, rauschte



im Nachtwind. Sie hatte schon viele, viele Generationen vor uns gesehen. „Die da unten zu meinen knorrigen Füßen bleiben doch immer die gleichen,“ wird sie gewispert haben. — Und mußten wir nicht dem Pennal einen Willkommgruß bringen? O ja, wir waren anhänglich, recht anhänglich, wenn wir auch manchmal gegen seine Gesetze verstießen. Und die alte Front des Gebäudes leuchtete uns entgegen. — Viel kleiner früher als heute. Neun Fenster in der Reihe; die Hofseite im weiten Umkreis eingerahmt mit einem Streifen hoher Fichten. Im Winter lag der Schnee so dick und feierlich auf ihren Ästen, und flog eine Krähe vom Moorbach her ins Gezweig, dann stäubten die Flocken glitzernd ab. Aus den Fenstern der Prima hatte man den Blick auf diese Hofseite, und oft, wenn die lachenden Fluren Griechenlands und die Sonne Homers aus dem Buche uns entgegenstrahlten, war der Ausblick auf dieses Winterbild ein köstlicher Gegensatz. — —

Mehrere der Ständchenbringer, oder vielleicht auch noch ein anderer sentimentaler Nachzügler, oder ein seßhafter Zecher aus Hospes' Gaststube hatten sich vor dem Pennal eingefunden . . . „Rede halten!“ Und ein Wortgewandter stand schon oben auf der Treppenstufe . . . „Kommilitonen! — — Eine Stätte hat uns wieder alle zusammengebracht, so weit wir auch hergekommen sind, aus Ost und West, aus Nord und Süd; — dieses ist unsere alma mater Vechtensis! — Ihr gilt daher auch an diesem Abend unsere Begrüßung; — wir scharen uns um sie, um als getreue Söhne ihr zu zeigen, daß unsere Liebe in der Heimat nicht erkaltet ist. Mit frischen Kräften des Körpers, des Geistes und nicht zuletzt des Herzens sind wir wiedergekommen, und das neue Schuljahr möge uns allen reichen Segen bringen.

Unter diesem deinem schützenden Dache, liebe alma mater Vechtensis, bergen wir uns wieder aufs neue wie die Küchlein unter dem Federkleid der Henne, und du reiche uns aus deiner quellenden Brust ewige Weisheit und Schönheit!“ — —

— — Um den köstlich schönen Spruch ober der Türe schimmerte das Mondlicht: „Juventuti instituendae“ . . . Es war mir, als ob vom Spruche weite weiche Arme ausgingen, um uns alle zu umfassen, zu umschließen. — — Uns, — die Jugend! — —

#### b. Wie es kam, daß die alte Inschrift über der Eingangstür des Gymnasiums wiederhergestellt wurde.

Anno 1884 war die Vorderseite des Gymnasialgebäudes neu angestrichen worden. Dabei wurde die alte Inschrift: „Juventuti instituendae“ übertüncht und nicht wiederhergestellt. — Ob sich der alte Direktor Wennemer leid daran gesehen hatte oder ob das Budget für diese Ausgabe nicht mehr langte? Wer weiß es; jedenfalls war eine Anzahl alter Schüler, die 1885 um die Stoppelmarktzeit wieder einmal nach Vechta kamen, baß verwundert, als ihnen die Pennalfront inschriftlos kalt und weiß entgegen grinste. — Was ist das? Sind wir am unrichtigen Hause, oder ist gar das alte Gymnasium zu anderen Zwecken vergantet worden? Es war ja die Zeit, wo überall neu und prunkhaft in deutschen Landen aus öffentlichen Säckeln gebaut wurde. — Nein, es war wirklich noch das alte Pennal. Die Schulbänke die gleichen. Zu lange hatte ich sie gedrückt, um sie je im Leben zu vergessen. Niedrig, für meine langen Beine viel zu niedrig, zierlos zusammengezimmert; wohl noch altes Klosterinventar. Schriftzeichen einer längst vergangenen Zeit waren noch darin eingekratzt: Namen, die nicht mehr genannt wurden, Herzen, die nicht mehr schlugen. Und jene charakteristischen Kasten-



katheder! Und die Tafeln, wie in Kleinkinderschulen mit der Hasenpfote als Auswischer! Die Hasenpfoten besorgte wohl Professor Brägelmann, der Nimrod unter der derzeitigen Magisterschaft. — Dem heute so hochbetagten Professor Brägelmann hatte ich im späteren Leben noch etwas zu danken, obwohl er in Vechta niemals mein Lehrer gewesen. Er war, wie gesagt, ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn, obwohl er Geistlicher war. Als ich später kanonisches Recht studierte, fand ich die Stelle: „ne clericus venationi incumbat“. Ei, dachte ich, wie ist das mit jenem Brägelmann in Vechta zu vereinen? und ich studierte den Fall mit allen Einzelheiten, Konzilsbeschlüssen, Kommentaren usw. Die bloße Neugierde war es. Später wollte ich Doktor des kanonischen Rechts werden. Ganz klein saß ich am Kandidatentisch; aber wie wuchs ich auf, als der Professor in Leipzig als erstes Thema die Jagdausübung des katholischen Klerikers anschnitt... Einfach brillieren konnte ich! — Brägelmann war's schuld, der zu jener Stunde vielleicht gerade wieder einen Hasen im Welper Holz schoß; das Fleisch für sich, die Pfoten für die Tafeln im Pennal, und ein hohes Lob für mich in dem Prüfungssaale an der Universität zu Leipzig. — Aber die Front ohne die liebgewordene Inschrift. Wir Studenten gingen zum Direktor und klagten ihm unser Leid. Es half nichts. Vielleicht war doch der Kostenpunkt ausschlaggebend; denn sonst hätte gewiß Direktor Wennemer unserer Bitte willfahrt. Wir überlegten. — Wir hatten an dem Gymnasium zu Vechta ja viel gelernt, einiges noch obendrein an den Hochschulen. Da wußten wir denn, daß der Witz da hilft, wo die Bitte nicht mehr verschlägt.

Es war irgend ein Gymnasialfest; ich weiß nicht mehr, welches. Die gesamte Schülerschar versammelte sich mittags vor dem Pennal in der alten Lindenallee. Von da ab sollte ein gemeinschaftlicher Ausflug gemacht werden. Wo blieb die Musik? Sie war doch sonst immer als erste am Platze. Wennemer sah nach der Uhr. Er trippelte unruhig hin und her. Frye gestikuliert eifrig und zerrieb eine Prise, die Willenborg ihm gegeben hatte, zwischen Daumen und Zeigefinger. — Jetzt von der Hauptstraße her lautes Rataschimm. Horn, Pfeife und dicke Trumm! Endlich! wie Erlösung lag es auf den Mienen des gestrengen Gymnasialoberhauptes. Hinter der Musik schritten wir, die alten früheren Schüler. Vom Malermeister hatten wir in der Eile ein riesengroßes Transparent anfertigen lassen. An ragender Stange wurde es vom Stärksten getragen. Blaurote Schnüre hingen von beiden Seiten herab, festlich und würdevoll gehalten; links von Anton Stegemann, dem heutigen streitbaren Capelanus von Lohne und rechts von Jean Lueb, Sanitätsrat und Vater von sieben Töchtern in Borken.

Auf dem Transparent aber stand in großen bunten Riesenbuchstaben geschrieben: „Juventuti instituendae“. Es schrie von der Leinwand: Hier bin ich wieder... ich, der so manchem Wettersturm getrotzt hat, den so mancher Sonnenstrahl bleichte, ich, der so manchem jungen Herzen gezeigt hatte, welchen Zweck das Gymnasium zu Vechta verfolgt... ich, der große schöne Spruch... iuventuti instituendae. — Alles lachte, Lehrer und Schüler. Die Musik spielte herrlich. Es war ein gewaltiger Stimmungsprotest.

Auch Wennemer kicherte: „Ja, ja, die Jungens“. Und dem ganzen Zuge voraufrschritten wir mit unserem Schild durch die Felder und die Auen.

Abends war Feuerwerk am Gymnasium, Reden wurden gehalten und als Finale: das große Transparent wurde unter den Klängen der Nationalhymne von uns da wieder angeheftet, wo der Spruch früher gestanden hatte. Die Herzenshärte des Herrn Direktors



war besiegt, sie war fortgeschmolzen unter dem Tauwind heiteren Scherzes, und nicht lange dauerte es, da stand der alte Spruch wieder an alter Stelle gerade so schön geschnörkelt wie die vielen Jahre vorher, geschrieben mit schwarzer Ölfarbe von der kundigen Hand des Vechtaer Malermeisters . . .

### c. Wennemer, Iseke, Düttmann und Dingelstad, vier Säulen des Vechtaer Gymnasiums.

In dem großen Saale des östlichen Anbaues des Gymnasiums tagte in einigen Stunden vereint die gesamte Prima. Es war eine stattliche Schar; bei den meisten sproßte schon auf der Oberlippe das zwar offiziell verbotene, aber doch stillschweigend geduldete Schnurrbärtchen. — Direktor Wennemer lehrte. Er stand immer an einer Seite des Lehrpultes und schön gesetzte Worte der Weisheit kamen mit unverfälschtem westfälischen Akzent zum Vortrag. Sein Gesichtsausdruck, seine Augen und die ganze Art seines Sich-Gebens offenbarte ein reiches Maß von Güte und wohlwollender Milde. Alles andere als ein strenger Poltergeist war unser Direktor. Es kam schon vor, daß es unruhig war im weiten Saal, daß unterdrücktes Lachen ertönte von rechts und links, daß Unarten, außerhalb der Schulräume verübt, zur tadelnden Besprechung standen; dann zog der Herr Direktor seine stark gewölbte Nase hoch und strich erregt mit dem Zeigefinger hin und her über die Lippe. „Schlimm, schlimm, schlimm“ war die Einleitung der Strafpredigt. Man sah es ihm an, daß der von uns begangene Fehler seinem menschlichen und priesterlichen Herzen wirklich gefühlten Kummer verursachte. Der Tadel geschah fortiter in re, aber suaviter in modo. Es war kein Schelten, es war ein Tadeln und Beklagen, und der sichtbare Ausdruck des seelischen Schmerzes, der den Richter da oben auf dem Katheder durchzitterte, war oft der Grund ernster Reue bei dem Getadelten. Wer immer von Wennemers alten Schülern diese Zeilen, die seinem Andenken in Liebe geweiht sind, liest, wird aus der Erscheinungen Flucht sich gerade dieses Bild seines alten Direktors wieder zurückzaubern. — Dann wird er auch wieder daran denken, wie genußreich seine Lehrstunden waren. — In der Religionswissenschaft war die altchristliche Zeit sein Lieblingsthema. Figuren, wie denen eines Tertullian, Athanasius, Eusebius und Cyrill konnte er so reiches Leben einhauchen, daß wir sie, ihr Wirken und ihre Bedeutung niemals vergessen werden. — Auch die Logikstunden, die zweimal in der Woche stattfanden, sollen nicht übergangen werden. „Mein teurer Freund, ich rat euch drum, zuerst Collegium logicum. Da wird der Geist euch wohl dressiert, in spanische Stiefel eingeschnürt, daß er bedächtiger fortan hinschleiche die Gedankenbahn.“ Diese Worte aus „Faust“ lese ich nie, ohne an Wennemer lebhaft erinnert zu werden. Von seiner Hand geleitet, machte unser junger wahrheits- und schönheitssuchender Geist die ersten Lustgänge in den Palmenhain der Philosophie, und wenn mancher von uns später weiter darin forschend eingedrungen ist, werden ihm gewiß auf Schritt und Tritt die Wennemerschen Anleitungen zu geschultem Denken zustatten gekommen sein.

Horaz! Auch dein Name ist mit dem Wennemers in unserer Erinnerung verwoben. Es war ja für die meisten von uns, die damals der Dichtkunst fremd gegenüberstanden — gar mancher war im Moor und an den Wacholderbüschen der Heide in kleinem Kotten aufgewachsen —, ein hart Stück Arbeit, sich in den Irrgängen der horazischen Metrik zurechtzufinden. Der schwere eintönige Dreitakt der Drescher lag manchem Primaner von der Jugend her noch zu festgewurzelt im Ohr. — Da mußte



viel Olympischer Staub verschluckt werden, ehe Wennemer und Horaz Erfolg hatten — Aber es gelang. Mit wachsender Zungengewandtheit wurden die gelernten Oden deklamiert; Wennemers Mienen wurden heiterer, und wenn dann noch die Übersetzung mit vielleicht hier und da angewendeter diskreter Benutzung einer Eselbrücke gut gelungen war, verschwand allmählich die *atra cura*, die stundenlang hinter dem Direktor auf dem Lehrpult gestanden. — Wir waren eingedrungen in des großen Dichters großen Geist.

Wennemer war ein frommer Mann; ein wahrer Priester. In einem anderen Buche wird dieses mit goldenen Buchstaben eingeschrieben sein.

Einfach war seine Lebensführung und von schlichter Geradheit sein Denken. Ein guter Diplomat wäre er nicht gewesen; Ränke und Schliche konnte er, weil sie seinem Herzen fremd, auch bei andern nicht vermuten und noch weniger ihnen nachgehen. — Er war zu gut — das war sein einziger Fehler!

So steht Wennemers Andenken gebannt in der Erinnerung seiner Primaner, und wenn ein gutes liebevolles Andenken in den Herzen der Nachlebenden ein Denkmal ist *aere perennius* — dann hat er es verstanden, sich ein solches zu setzen. Wer von uns zürnt ihm? — Wer denkt an ihn anders als mit Liebe? „Schlimm, schlimm, schlimm“ war oft sein tadelndes Urteil über uns . . . wir, die durch sein Beispiel und seine Ermahnung Gebesserten, wir antworten heute: Ruhe in Frieden, edler Greis!

Ein größerer Einschlag an Weltfreude und Lebenslust, von Dulden und Verstehen menschlicher Schwächen: Professor Iseke! Wir sehen die kleine untersetzte Figur, die beim Gehen ein Bein etwas seitwärts schwenkte, noch um die Ecke bei Cäsar biegen. Sein heiteres Lachen und seine starke Stimme tönte die Allee hinab. Ein lautes: „Guten Morgen, Herr Professor“ schallt ihm von uns entgegen. Er war sogleich umringt, und sein Gespräch mit uns war im Gange. — Wie ein Vater mit seinen Jungen spricht: Verständnis für die Vorzüge und für die Fehler jedes einzelnen, sicheres Abwägen dessen, was uns interessierte; hie und da eine kleine Anzüglichkeit auf unser Leben außerhalb der Schule; — ein Mädchename lief schon mit unter . . . blaue lachende Augen . . . ein küßlicher Mund . . .

Unserem Iseke konnte man es an allem anmerken, daß er selbst Familienvater war; daß eine liebende Gattin mit ihm die Sorgen des Lebens teilte und daß heitere lebenswürdige Kinder tagaus tagein um ihn waren. Diesen geheimen Reiz aus der Familienstube trug er auch in die Schulräume hinein. Daher war er der sonnige Menschenfreund uns allen gegenüber! — Geschichte war sein ureigenes Feld; auch Griechisch und Geographie. Mit letzterer konnte er uns allerdings bisweilen auf die Nerven gehen; denn da verlangte er zu viele Kleinigkeiten. Die Piske als Nebenfluß der Vechte war mir, da ich nahe am Bremertore wohnte, ja wohl gut bekannt; aber wenn der gute Iseke nun von uns Nebenbäche: etwa des Amazonenstromes oder des Mississippi von der Bedeutung der Piske herrisch verlangte, dann ging das, wie gesagt, uns etwas auf die Nerven. — Sind uns aber darob nicht weiter böß geworden.

Plato! . . . Man hat leider in dem harten Ringen um den Broterwerb viel vergessen von dem, was der große Denker unter der aufklärenden Vermittlung Isekens uns dazumal gesagt hat. Wenn auch. Geblieben ist uns aber als edler Kern das Streben nach Wahrheit, von dem alle Schriften Platos erfüllt sind. — Es war da in diesen Stücken manche harte griechische Nuß zu knacken. Iseke verschmähte den Katheder. Er hatte die Gewohnheit, sich an der Ecke auf das erste Pult zu setzen; es war, als ob er auch mehr körperlichen Zusammenhang mit uns suchte; wir saßen

dann wirklich zu seinen Füßen. Iseke trug meistens einen schwarzen Gehrock. Aus der hinteren Tasche holte er seine Plato-Ausgabe, und mit einem kühnen seitlichen Schwung saß er auf seiner Lieblingsstelle. Wenn es dann im Winter gegen 4 Uhr schon anfang etwas dunkler zu werden, wenn das große Torffeuer im Ofen lange flackrige Strahlen auf die blanken Dielen warf und draußen der Schnee ums Fenster tanzte und Platosche Lebensweisheiten besprochen wurden, dann waren wir wie eine kleine Gemeinde Wahrheitssucher. — Iseke unser Lehrer und Führer.

Unser Professor war ein großer Freund der Geselligkeit, und auch wahrlich kein Kostverächter, wenn der Rheinwein im Glase funkelte oder bei Fels Lina ein Faß echtes Münchner im Anstich lag. Willenborg, unser Ordinarius, war da von der gleichen Partei. Wurde es im Winter spät und die Straßen waren dunkel — das hieß in Vechta: der Kalender zeigt hellen Vollmond oder Neumond — so führten die beiden jeder eine Handlaterne mit sich. Die kleinen Lichter huschten wie Glühkäfer; Isekens Husten klang durch die nächtliche Ruhe, der Bambusstock Willenborgs mit der weißen Hornkrücke tackte auf den Steinen, und laute heitere Unterhaltung ging mit den beiden späten Wanderern. Sie kamen von Lameyer. Da waren lange Pfeifen geraucht und Karten gespielt worden. — War einer von uns noch auf der Straße — es kam ja schon einmal vor, daß auch ein Primaner einen späten Gang hatte, — dann wich er den beiden Glühkäfern in weitem Bogen aus. — Am Marktplatz trennten sich die beiden Freunde; Willenborg mußte links abbiegen. — Keiner von ihnen brauchte zu sagen: diem perdid. —

Iseke gehörte zu der alten Garde am Gymnasium zu Vechta. Schon anfangs der fünfziger Jahre war er dort angestellt worden. So lange Zeit der Treue schafft ein festes Band. — Er wachte auch mit Eifer darüber, daß alles Alte und Herkömmliche in Schule und Haus beibehalten wurde. Hier ließ er sich von keinem dreinreden, und sein Einfluß war groß. Gegenüber den geistlichen Lehrern vertrat er das weltliche Element. — Er ist auch gestorben wie die anderen der alten Garde; treu der Anstalt; festgewachsen mit Vechta und dem Gymnasium — — von allen seinen Schülern geliebt und geehrt . . . in den Sielen . . .

Mathematik! Für manchen ein schwarzes Gespensterwort, das nach langen Jahren noch mit Tangenten und Cotangenten, mit sinus und cosinus, mit Würfel, Trapez und Rhomboiden seine Träume nächtlich schrecklich stört! Für den alten Vechtaer Gymnasiasten seit 1863 ist dieses Wort aber blutwarm verbunden mit dem Namen: Theodor Düttmann! Sein behagliches Heim lag der Kirche der Gefängnisanstalt gegenüber. Ein Vorgarten, in dem die Blumen bis spät in den Herbst hinein nicht ausgingen, trennte dieses Heim von der Straße. Dazumal, in den achtziger Jahren, war Gang und Treppe erfüllt von dem Lachen dreier lieblicher Töchter, die im Verein mit ihrer geselligen Mutter dafür sorgten, daß des Mathematikers Theodor Düttmanns Sinn nicht erstarre in algebraischen Formeln, daß vielmehr sein Auge und Herz wach und geschärft blieb für alles, was in der Welt vorging und neben seiner Spezialwissenschaft lag.

Wie sein Nachbar Iseke, war auch Professor Düttmann klein von Gestalt. Sein Gesicht war voll und rund und ein holländischer Bart umrahmte Hals und Kinn. Beim Lesen trug er eine goldene Brille, die er auf die Stirne schob, wenn er ihrer Hilfe nicht bedurfte.

Um einen Stein bei ihm im Brett zu haben, mußte man rechnen können, gut rechnen können. In der Regel fällt ja bei Rechnen und Mathematik wenig ab für Herz und



Gemüt. Die Zahlen sind starr und kalt, und kein warmes Leben strömt von ihnen aus. Deshalb verliefen auch die Düttmannschen Lehrstunden der Mathematik hart und freudlos. Die große Tafel füllte sich mit Zahlen und geometrischen Formen und als Dirigent in diesem Zahlenkonzert stand Düttmann neben der Tafel, als Taktstock den Kreidestift in der Hand; die Brille wanderte von der Nase zur Stirn, und wenn die schwere Aufgabe gelöst war, glänzte des Siegers Gesicht vor Freude am Erfolg. — Er musterte uns, ob auch in unseren Mienen die gleiche zufriedene Freude. Der Kopf jemandes war aufs Pult gesunken. — Es war so heiß . . . wurde ein Mittagsschlaf nachgeholt? — — Io — Io! — der Gatzemeyer; — — schläft wahrhaftig, während wir hier um die mathematische Palme streiten. Er wird schon Herbst seinen Lohn bekommen; stell er nur nicht zu tief seinen Koffer in die Ecke, er wird ihn vielleicht bald wieder packen müssen! — Die Uhr schlug voll. Mancher seufzte: Gott sei Dank. — Die Hasenpfote wischte die große Tafel rein; bald stand ein stachelig Verslein dort, wo vorhin so viel Kopfzerbrechens gestanden: „Was der Dünger ist dem Land, ist das Rechnen dem Verstand.“ — —

Professor Düttmann war auch Lehrer der Physik. Das war schon interessanter. Der Resonanzboden hiefür war bei uns schon viel mehr schallgebend. Die Lehren vom Licht, vom Ton, von den Molekülen, von der Elektrizität wurden uns mit Klarheit auseinandergesetzt, und wenn Düttmann uns Neugierige in die Geheimnisse des Weltalls einführte, wenn er die Erden, Monde und die Planeten im Kosmos ihre Ewigkeitsbahnen ziehen ließ, dann hingen unsere Augen an des Lehrers Lippen.

Ein ganzes Menschenalter war Düttmann am Vechtaer Gymnasium tätig. Ihm war es vergönnt, ein hohes Jubiläum zu feiern, und weniger die vielen Ehrungen als die zahllosen Liebeszeichen früherer Schüler werden ihm dafür Beweis gewesen sein, daß auch er sich eine warme Stelle im Herzen dieser gewonnen hat.

Eine Reihe von Primanern pflegte bei Düttmann auch freundschaftlich im Familienkreise zu verkehren. Dann war Heiterkeit Trumpf. Es wurde musiziert und gescherzt, und eine Maibowle jagte die andere. Vater Düttmann war dann wie ein Patriarch inmitten der Jugend; alles Mathematische hatte er abgestreift. Er war nur Mensch — Jugendfreund!

An Kleinigkeiten konnte er übergroße Freude haben. Hiervon ein Beispiel: Von alters her war es Sitte, daß bei der Prozession am Ausgang der Poggenburg von den Gymnasiasten das Lied: *Lauda Sion* angestimmt wurde. — Dies zu tun, war Düttmanns Vorrecht. Er freute sich wohl den ganzen Morgen darauf. Wir wußten dies, und alle warteten auf den erhebenden Augenblick. Genau an derselben Stelle pflegte er stehen zu bleiben und sich zu uns umzuwenden. — Mit einer Vollstimme, als wenn zum jüngsten Gerichte gerufen wurde, ertönte es von seinen Lippen: „*Lauda Sion Salvatorem*“; wir fielen noch nicht ein . . . „*lauda ducem et pastorem*“, sang er heiter lächelnd weiter — dann erst erlösten wir ihn von seinem Solovortrage. —

Nun möge ihm die Erde leicht und er in die Chöre der Himmel eingereiht sein. Dr. Dingelstad. — An seinen Namen knüpft sich eine ganz andere Richtung der Lehr- und Erziehungstätigkeit als die war, die von den drei vorher Geschilderten geübt wurde. Ein neuer Steuerkurs in dem alten Strombett. Dingelstad war unbestritten eine Persönlichkeit. Seine durch lange Erfahrung geschulte Hand am Steuerruder war fest und zielbewußt und wenn auch sein Schulschiff „*Volldampf voraus*“ oftmals von den Wellen überlieferter Unsitten, althergebrachter Starrheiten aus der Fahrtrichtung gebracht wurde — allemal hielt es doch die Generalrichtung bei. Er kam 1876 als



Lehrer nach Vechta. Durch den großen glorreichen Krieg, durch den wirtschaftlichen Riesenaufschwung in Deutschland und durch die politischen und religiösen Wirrnisse war auch eine geistige Kraftwelle über unser Land gekommen; sie hat manches alte morsche Wehr fortgerissen und ein harter aber frischer Wind war in ihrem Gefolge. — Dingelstad war ein Mann der neuen Zeit.

Er war streng, gab viel, verlangte aber auch viel innerhalb und außerhalb der Schule. Seine Figur war groß und breit, in seinem Gesichte herrschte die strenge eckige Linie vor und sein Auge war fest und durchdringend. Als erprobter Jugend-erzieher hatte er ein großes Schätzungsvermögen für die einzelnen Personen seiner Schüler und für deren sittliche Krankheit oder Gesundheit.

Unbestritten war in Dingelstad eine gewisse Nebenregierung verkörpert. Er hatte dank seiner Persönlichkeit einen großen Einfluß auf die jungen Lehrer; die alte Garde der schon Erwähnten, zuzüglich Willenborg, stand seitwärts; nicht grollend, vielleicht hie und da bremsend; ein jüngerer Kapitän aus einem Linienregiment hat ja bei der alten Garde niemals das Ansehen wie ein alter Marschall, der jahrelang gemeinsam Marsch und Anstrengung, Hitze und Kampf mit ihr ertragen.

Dingelstad lehrte in der Prima Deutsch, Homer und Französisch. Er war ein ausgezeichnete Lehrer, ausgestattet mit hervorragenden Kenntnissen.

Wer von uns erinnert sich nicht heute noch mit Freuden seiner Literaturstunden. Den ganzen großen farbenhellen Blumengarten der deutschen Dichtung hat er uns mit seinem Zauberstabe erschlossen. Das war kein langweiliges Blütensezieren, noch Staubfäden, Blattstellung und Rispenverlauf; das Fertige, Vollaufgeblühte hielt er uns vor, schreitend von Blume zu Blume, von Beet zu Beet. — Wir hatten beim Abgang vom Gymnasium einen wirklich großen Schatz von Literaturkenntnis, und mancher hat gewiß diesen Grundstock zum Fundament weiterer Fachstudien in der Literatur gemacht.

Im deutschen Aufsatz mußte nach Dingelstadschem Geschmack die strenge einfache Linie des Satzbaues und die Knappheit des Ausdruckes vorherrschen. Da gab es manchen Kampf mit unseren Federn, die das Pathetische liebten. Speziell meine Aufsätze mußten oft ganze Ströme beißender Kritik über sich ergehen lassen. Ich war in der Jugend ein Feuerkopf, und romantische Märchenideen überschlugen sich mit phantastischen Himmelsturmplänen. Edgar Poë, Amadeus Hoffmann wurden von einigen gelesen! In den Aufsätzen hin und wieder Anklänge hieran. — Darauf die harte Hand Dingelstads! Hu, wie die Phrasenteufel und Paradoxenkolbolde daran zerquetscht wurden! — Mancher Seufzer des Nichtverstandenwerdens rang sich da aus unsrer jungen Brust. Hinterher aber haben wir es eingesehen, daß wir schließlich uns selbst nicht mehr verstanden hätten, wenn jene harte Hand nicht gewesen wäre.

Die Homerstunde war Dingelstads Lieblingsstunde. Er verkelte uns das königliche Gedicht nicht durch ermüdenden Formelkram. Nicht die Grammatik, der Dichterstür sprach zu uns mit der ganzen Lieblichkeit und Wichtigkeit seiner klingklangreichen Sprache. — Ich war bis Sekunda auf einem andern Gymnasium. Da wurde uns das Homerstudium so vergrault, daß ich dazumal ein Spottgedicht auf die Philologen verfaßte. Neulich fand ich das vergilbte Blatt, es schloß: „Dann schreiben sie mit großer Mühe zum Dichter ihre Glossen, bis an dem Baum der Poesie fußlange Dornen sprossen. — Nun, Dichter, kennt Ihr Euren Feind; nicht sind's die Laffen, Toren, die nie verstehen, was ihr gemeint, das sind die Philologen.“ — In der Vechtaer Homerstunde unter Dingelstad habe ich oftmals im geheimen Abbitte getan für diese Verse; sie paßten ganz und gar nicht.



In der letzten Zeit vor dem Examen konnten wir Homer ohne Vorbereitung übersetzen, wenn auch ab und zu einmal ein Wort mangelte. Der Dichter war unser Freund geworden.

Männer wie Dingelstad müssen Widersacher haben. Auch er hatte sie. Von dem Katheder fort ist er dann später auf den Bischofssitz zu Münster berufen worden und er hat lange Jahre noch den großen Sprengel mit Geschick und Ruhm für Kirche und Staat verwaltet.

Ob seine Gedanken später wohl noch manchmal nach Vechta zurückgeilt sind; in die Prima, zu uns? — Manche liebe traute Erinnerung ist dann jedenfalls in ihm aufgestiegen.

Magister und Scholaren waren in Vechta durch festes Band verbunden; da richtete nicht Furcht und Mißmut und nörgelnde Verärgerung ihre trennende Schranke auf; Liebe, Herzlichkeit und Zutrauen und der Gedanke, daß des einen Sorge ein väterliches Verständnis bei dem anderen auslöste, thronte neben der magisterlichen Würde auf dem Katheder. Mög's so geblieben sein in der langen Zeit nach uns und so bleiben alleweil!

#### d. Cicero in Verrem.

Es ist Herbst. Draußen liegt schon der erste Reif auf den Wiesen. Im Klassenzimmer brennt behaglich der Ofen. Das Zimmer ist nicht sehr groß; drei Fenster zur Hofseite hinaus geben ihm reichlich Licht. An der schmalen Breitseite steht der Katheder, ein großer plump gearbeiteter Verschlag. Drei Stufen führen hinan. Die Schulbänke sind unmodern. Große sanitäre Probleme in bezug auf Rücken- und Brusthygiene zu lösen sind sie nicht geeignet; aber aller Theorie zuwider haben die, die sie drücken, breite Brust und geraden Rücken, viele sogar noch wahre Stiernacken dazu. — Es ist ein viertel nach 11 Uhr. Von dem Spaziergang draußen in der Allee ist die Obersekunda „eingewechselt“ ins Klassenzimmer. Ein frischer Luftzug ist mitgekommen. Nach Herbsterde duftet es. Professor Clemens Willenborg ist Ordinarius. Er hängt seinen großen schwarzen Schlapphut an den Kleiderhaken neben dem Katheder, dergleichen den havelockähnlichen Kragenmantel, den er zu tragen pflegt. Willenborg ist großgewachsen, breitschulterig. Sechzig Jahre Lebensalter haben sein Haar, das er lang trägt, weiß gemacht. Die klugen feurigen blauen Augen blinzeln in dem glattrasierten Gesicht, als er die Türe geöffnet. Mochte irgend ein Scherz, draußen vielleicht von Frye erzählt, noch nachwirken? Die Hand spielt mit der perlmutternen Schnupftabakdose. Wer hat ihn jemals gesehen ohne diese? Auf seine Schüler wirft er einen wohlwollend prüfenden Blick und besteigt sogleich den Katheder. Er pflegte nur von diesem herab zu lehren. — Derjenige, der „dran“ war, erhob sich. „Dran“ war aber der Nebenmann dessen, der in der vorigen Stunde den Schluß mit der Übersetzung gemacht hatte. So sich irgend etwas zugetragen hatte in Stadt oder Land, wurde es nun vorab von Willenborg kurz erwähnt und die erforderlichen Betrachtungen daran geknüpft. Dauerte es zu lang, konnte er plötzlich abbrechen. „Ad rem.“ — Und schon hob derjenige, der „dran“ war, mit der Lesung an: „Cajus Hejus ist ein Mamertiner“ . . . es wurde behandelt, wie übel Verres diesem Mamertiner Cajus Hejus mitgespielt, wie er aus dessen Hauskapelle den Cupido und Herkules, hervorragende Kunstwerke, geraubt, wie er die an den Altärchen angebrachten Canephoren, Jungfrauen, die mit erhobenen Händen Geräte trugen, herausgebroschen, und wie er nur eine alte häßliche hölzerne Göttin, die er in seinem verrufenen Hause nicht aufstellen wollte, dem Mamertiner übrig gelassen habe.



Willenborg war in seinem Element. Wie er den Cupido schilderte, den Herkules; seine Freude darüber, daß Verres in seinem Hause, das den Lastern geweiht war, die alte häßliche hölzerne Göttin nicht aufstellen wollte. Dann erzählte er daran anschließend den pikanten Scherz aus Horaz: „Olim truncus eram“ usw., der auch von einem hölzernen Götterstandbild handelte, vor dem zwei alte Betschwester ihre Andacht verrichteten. Und das Gesicht Willenborgs glänzte vor Lachen, eine Prise nahm er nach der andern; er gab wirkliches pulsierendes Leben der ciceronischen staatsanwaltschaftlichen harten Anklagerede. —

„Sequens!“ Der Folgende mußte fortfahren. Es kam wohl niemals vor, daß aus der Reihe gefragt wurde. Wenn's war, befand sich Willenborg in einer Höllenlaune; dann wurde es ungemütlich; dann verstand unser guter Ordinarius keinen Spaß. Aber die üble Laune war schnell verraucht, und des Unmutes Falte glättete sich schnell. —

Willenborg hatte bei all seinem Gerechtigkeitssinn doch immer verschiedene Schüler, die er besonders bevorzugte. Es beruhte dieses auf persönlichen Sympathien. Wer das Glück hatte, zu diesen zu gehören, fand in ihm einen warmen Fürsprecher. Willenborg hieb ihn heraus, wie mißlich auch die Situation sein mochte, in die einer seiner Lieblinge geraten war. Menschliche Schwäche! Wer frei davon ist, möge den ersten Stein auf ihn werfen.

Die Sequensmanier Willenborgs hatte ihre pädagogischen Schattenseiten. Wer in der Stunde nicht zu den Sequensleuten gehörte, konnte gewiß sein, nicht dranzukommen. Die Aufmerksamkeit ließ dann manchmal sehr zu wünschen übrig. Neben mir saß Franz Adelman aus Lutten. Er war sehr begabt und konnte viel. Als die Kapitel von Cajus Hejus übersetzt wurden, las er „Die drei Musketiere“ von Dumas, dieses Buch köstlichen Humors. Lachte er, so wußte man nicht, ob er über die Streiche d'Artagnans oder über Willenborgs Witze lachte. — Ein anderer schrieb einen Brief an Muttern. Hatte er Heimweh? Ich kann es mir nicht denken, das ganze Milieu hier war so behaglich, daß keine Heimwehgedanken darin aufkommen konnten.

Die meisten waren mit voller Aufmerksamkeit bei der Sache. Also der zweite „Sequens“: „Als dann nahm Verres dem Cnejus Calidius die bekannten silbernen Pferdchen weg. — Ich Unvorsichtiger, darauf nur zu kommen! Ihr Richter. Er hat sie ja gekauft, nicht geraubt! Nun wird er sich in die Brust werfen und auf diesen Pferdchen herumreiten. Ich habe sie gekauft, mein bares Geld habe ich dafür gezahlt.“ — Und Willenborg beschrieb diese silbernen Pferdchen des Cnejus Calidius so genau, als habe er sie gesehen, als sei er dabei gewesen, wie Verres sie für seine Kunstsammlung vom Tische verschwinden ließ. Heute noch, nach mehr denn 25 Jahren, sehe ich im Geiste die lebhaften Gesten Willenborgs; wie der Daumen mit dem Zeigefinger, zwischen denen die Prise Schnupftabak ruhte, sich vom Kathederpult erhob und die Umriss der silbernen Rosse beschrieb.

Draußen ließ der Herbstwind die welken Blätter auf dem Schulhofe tanzen; in dem behaglichen Klassenzimmer surrte der Ofen, und uns wurde offenbar, in welcher hoher Blüte auch die Kleinkunst bei den alten Römern gestanden hat. Es war eine Art Kolleg über Kunstgeschichte, das sich durch die oratorisch schönen Kapitel des Cicero blütenrankig wob. — Und das wilde Trinkgelage des Verres wurde geschildert; wo die trunkenen Gäste von Dienern fortgetragen wurden, wo andere, Leichen gleich, unter dem Tische ruhten ... eine „pugna Cannensis nequitiae“! Dabei das Lachen Willenborgs. Wie er die grausige Schlacht bei Cannae beschrieb, in der die römische Ritterschaft verblutete, und nun diese rhetorische Hyperbel, angewandt auf den Kommers



im Hause des Verres, wo die Weinleichen zuhauf lagen. Das war eine lebendige Schilderung, die unser Ordinarius gab! Kein totes Übersetzen unter pedantischer Regelauslegung. — — Warmes Leben. Das Latein wurde uns spielend Deutsch. Die Begeisterung, die da oben vom Katheder herabflutete und alle Vorkommnisse in der Lektüre ausgestaltete und vertiefte, ging auf uns über und ließ auch uns verstehen, was der Schriftsteller vor vielen hundert Jahren seinen Wachstäfelchen anvertraut hatte. — Ich hätte gewiß heute morgen den Cicero in Verrem nicht mit solcher Andacht zur Hand genommen, wenn nicht die Willenborgsche Stunde ihn mir lieb gemacht hätte. Ich dachte: Welche köstliche Anregungen kann doch der Lehrer auf dem Gymnasium seinen Schülern auch für das spätere Leben mitgeben, wenn er es versteht, immer das lebensfrische Detail herauszuarbeiten und dem Kleinen die Maske des Großen zu geben! Es ist wie ein Saatkorn, das er in das Herz des Schülers senkt; das spätere Leben läßt es wachsen und reifen.

Willenborg war als Mensch eine echte Westfalennatur. Knorrig; auch wohl eigensinnig. Er hatte ein staunenswertes Gedächtnis namentlich für Örtlichkeiten. Ausgeprägter Sinn für Gemütlichkeit und Humor war ihm eigen; er haßte alles Duckmäuserische, — — ein offener, wenn auch manchmal etwas schwieriger Charakter. — Er war ein Lehrer von der alten Schule, das Wort „Drill“ war ihm zuwider. —

Der dritte „Sequens“ hatte das Kapitel beendet. Er gab die Beschreibung der Stadt Syrakus. Willenborg war unser Fremdenführer durch die Stadtteile, durch die Befestigungen des Hafens, wir sehen den Stadtteil Achradina mit dem großen Marktplatz; das Rathaus, den Tempel des Jupiter; die Neustadt mit dem Theater, die Tempel der Ceres und der Libera. — Über all dem blaute die Sonne Siziliens ...

Klapp! Willenborg schloß das Buch. Die Stunde war aus. Ob die Zeitstunde auch verstrichen, war ihm gleichgültig. Was heute durchgenommen werden sollte, war beendet. — Er drückte den Schlapput auf die langen weißen Haare und hing den Mantel um die Schultern. Daheim wartete seiner die Pflege der Blumen, — seiner Lieblinge.

Und Blumen wollen wir, deine alten Schüler, dir aufs Grab legen, wenn wir zum 200jährigen Jubiläum nach Vechta kommen. Es soll ein Ausdruck der Liebe und Verehrung sein! Wer Liebe sät, wird Liebe ernten!

## 6. Was war uns die Rhetorika?

Von Prof. Dr. Reinke-Münster.

Klingeling! „Ich erkläre die Sitzung für eröffnet und erteile das Wort dem Schriftführer zur Verlesung des Protokolls.“ Der Präses der Rhetorika steht an seinem Tisch und um ihn scharen sich Jünglinge, versammelt, zu tagen nach altem, löblichem Brauche.

Nunmehr seit nahezu 60 Jahren versammelt der Verein seine Mitglieder auf der Aula des Gymnasiums zu ernster Tagung; so war es zu unserer Zeit, so ist es noch heute. Und mit Lust und Liebe sind wir des Sonntags zu diesen Sitzungen gekommen. War es doch „unser“ Verein, der uns rief, unser Verein, dem wir aus freien Stücken uns angeschlossen, und in dem wir, frei von äußerem Zwange, unsere Übungen veranstalteten. Selbständig hatte der Verein seine Gesetze und Normen aufgestellt, die natürlich der Bestätigung seitens der Vorgesetzten unterliegen, selbständig wählten wir unsern Vorstand, dem der einzelne sich zu unterwerfen hatte, selbständig war unsere ganze

